

Plädoyer für eine
gezielte Förderung

Mehr Geld für die Geisteswissenschaften

Wolfgang Bergsdorf

Annette Schavan, Bundesministerin für Bildung und Forschung, hat das Jahr 2007 zum Jahr der Geisteswissenschaften ausgerufen. Meist ist es kein gutes Zeichen, wenn ein Anliegen eines Tages oder gar eines ganzen Jahres bedarf. Die Nöte der Geisteswissenschaften haben zwar oft und gar nicht so wenig mit dem Zwang der ökonomischen Verwertbarkeit zu tun, dem die Universitäten in Deutschland, aber auch in ganz Europa ausgesetzt werden. Aber die Nöte sind auch in den Geisteswissenschaften selbst begründet. Sie äußern sich schon sprachlich in der mehrsinnigen Bedeutung des Wortes „Geist“ im Deutschen, dem die klare Unterscheidung zwischen Geist und Gespenst (*spirit and ghost*) fehlt. Kürzlich war zu lesen, dass ein deutscher Wissenschaftler im Rahmen der Exzellenzinitiative des Bundes das Wort Geisteswissenschaften mit *ghost sciences* übersetzt hat.

Die gespenstische Blässe des deutschen Mutterwortes Geist färbt ab auf das Selbstverständnis der Geisteswissenschaften, die eine deutsche Besonderheit sind. Andere Sprachen nehmen andere Begriffsbildungen. Die Angelsachsen sprechen von *humanities*, die Franzosen von *Sciences Humaines*, wenn sie das bezeichnen, was Gegenstand der Geisteswissenschaften ist, nämlich die kulturellen Schöpfungen des Menschen in der Gegenwart und in der Vergangenheit im weitestmöglichen Sinne. Im engeren Sinne sind Moral, Ästhetik und Geschichte die Themen der Geisteswissenschaften. An-

gesichts der Schwierigkeiten der Geisteswissenschaften, sich ihres Gegenstandes sprachlich zu bemächtigen, ist es nicht verwunderlich, dass der Vorschlag immer mehr Anhänger gewann, diesen Begriff durch Kulturwissenschaften zu ersetzen. Doch diese Versuche sind in den 1990er-Jahren an den ehernen Gesetzen der Statistik gescheitert. Bei einer Umbenennung wären die Parameter der Wissenschaftsstatistik aus der Balance geraten, die für die Förderung wesentlich sind. Das Nachsehen hätten wieder einmal die Geisteswissenschaften gehabt.

Unterschätzter Wert

Gerade in den letzten eineinhalb Dekaden ist die Nachfrage nach geisteswissenschaftlichen Studienfächern dramatisch angestiegen. Seit 1990 haben sie fünfzig Prozent mehr Studierende zu verkraften, wobei die Zahl der Lehrenden gleichzeitig gesunken ist. In den letzten Jahren sind an Deutschlands Universitäten fast 1500 Professuren gestrichen worden, darunter etwa 700 in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen. Nach einer Auswertung der Hochschulstatistik durch den Hochschulverband sind in den Jahren 1995 bis 2005 zwölf Prozent der Professorenstellen in Sprach- und Kulturwissenschaften nicht wieder besetzt worden. Besonders stark von diesem Rückbau betroffen ist die Klassische Philologie, die fünfunddreißig Prozent ihrer Professuren verloren hat. Überproportional von Kürzungen betroffen sind auch die Erziehungswissenschaften und die Katholische und Evangelische

Theologie. Einen Aufwuchs in Höhe von 5,6 Prozent gab es nur bei den Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Das sind harte Fakten die verdeutlichen, dass das Geraune von einer Krise der Geisteswissenschaften in Deutschland kein bloßes Gerede ist. Anders als in allen anderen Fakultäten hat sich das Betreuungsverhältnis dramatisch verschlechtert. Hatte 1990 jede geisteswissenschaftliche Professur durchschnittlich fünfundsiebzig Studierende zu betreuen, ist diese Durchschnittszahl mittlerweile auf hundert angestiegen. Die Attraktivität der Geisteswissenschaften bezeugt auch noch eine andere Zahl. Neunzig Prozent aller Seniorstudenten studieren ein geisteswissenschaftliches Fach. In Ruhestand getretene Ärzte, Diplomvolkswirte und Ingenieure erfüllen sich endlich ihren Lebens Traum, studieren Theologie, Philosophie und Geschichte, um endlich das Wesentliche zu erfahren.

Der Heidelberger Germanist Dieter Borchmeyer hat kürzlich die Geisteswissenschaften als die Clochards unter den Wissenschaften bezeichnet. Das ist ein hartes Wort. Es hebt darauf ab, dass die Geisteswissenschaften am wenigsten von allen Wissenschaften fähig sind, gegenüber dem Nützlichkeitskalkül des Marktes zu bestehen. Eine Umfrage über das Selbstverständnis von Geisteswissenschaftlern hat kürzlich ergeben, dass sie das Gefühl der Zweitrangigkeit haben, unter dem Verlust von Exklusivität leiden, ihre mangelnde politische Wirksamkeit beklagen, sich über leere Kassen beschweren, die zunehmende Spezialisierung als Problem empfinden und ihren Absolventen einen leichteren Einstieg in das Berufsleben wünschen.

Internationales Ansehen

Diese Selbstwahrnehmung bezeugt ein diffuses Selbstbild der Geisteswissenschaftler hierzulande, das in einem spannenden Kontrast zu dem internationa-

len Ansehen der deutschen und auch der europäischen Geisteswissenschaften steht, welches nach wie vor ungebrochen hoch ist. Die Herausforderungen der Geisteswissenschaften bestehen darin, dass sie „strukturell der allgemeinen Tendenz zur raschen Ökonomisierung der Universitäten nicht nachkommen und nicht nachkommen können, wenn sie nicht die Grundbedingungen ihres forschenden und lehrenden Tuns in Einsamkeit und Freiheit aufgeben wollen“, erklärte der Präsident der Alexander-von-Humboldt-Stiftung, Wolfgang Frühwald, in einem Vortrag an der Universität Erfurt. (Siehe dazu den Namensartikel in dieser Ausgabe, Seite 39 bis 44.) Er ist übrigens der erste Geisteswissenschaftler an der Spitze der für die deutsche Wissenschaft so wichtigen Einrichtung.

Heute gibt es tatsächlich Hochschullehrer, die im Unterricht die Assoziation provozieren, sie fungierten als habilitierte Playstationen. Ein guter Hochschullehrer sei der, so meinte jüngst der langjährige Präsident des Deutschen Hochschulverbandes, Hartmut Schiedermaier, „dem es gelinge, seinen Studenten die Freude am eigenen Nachdenken zum Erlebnis zu machen“.

Relevanz der „kleinen Fächer“

Spätestens seit der Exzellenzinitiative des Bundes, bei der es um mehrere Milliarden Euro Fördergelder geht, ist deutlich geworden, dass jede Universität, jede Fakultät und jede Professur mit jeder anderen im Wettbewerb steht. In der ersten Runde, in der das Prädikat „Elite-Universität“ mit Millionen Fördergeldern vergeben wurde, hatten die Geisteswissenschaften natürlich kaum Chancen. In der zweiten Runde, bei dem Wettbewerb Exzellenzcluster und Graduiertenschulen, konnten einige geisteswissenschaftliche Anträge Erfolge verbuchen. Es zeigte sich aber auch hier, dass die vorhandenen Förderinstrumente den Spezifika der Geis-

teswissenschaften nicht gerecht werden können. Deshalb wollen sowohl der Wissenschaftsrat wie auch Forschungsministerin Annette Schavan neue Instrumente speziell für die Geisteswissenschaften entwickeln. Von ihnen müssten insbesondere die sogenannten „kleinen Fächer“ profitieren, die heute bei der von der Politik verlangten und erzwungenen Profilbildung der Universitäten allzu oft unter die Räder geraten. Fächer wie Sinologie, Koreanistik, Kaukasiologie, Mongolistik und Indologie verlieren ständig personelle Ressourcen, weil die Zahl der Studierenden so gering ist, aber dafür die Betreuungsverhältnisse paradiesisch sind wie an den englischen oder amerikanischen Eliteuniversitäten. Man glaubt in Hamburg, den Lehrstuhl einsparen zu können, weil in Göttingen eine Professur mit gleicher Denomination existiert. Und in Göttingen wird derweil unter Verweis auf Hamburg die Professur eingespart. Um solche Pannen zu vermeiden, die auf unzureichende Information zurückzuführen sind, hat die Hochschulrektorenkonferenz mittlerweile begonnen, eine Kartografie der „kleinen Fächer“ einzurichten. Denn die politische Bedeutung der Weltregionen, welche

viele der kleinen Fächer systematisch erforschen, ist gar nicht hoch genug einzuschätzen.

Die Geisteswissenschaften, so hat der Wissenschaftsrat festgestellt, „wirken gleichermaßen an der kulturellen und politischen Selbstvergewisserung Deutschlands und an der ökonomischen Wertschöpfung mit“. Sie kompensieren den in der Moderne unvermeidbaren Traditionsverlust (Odo Marquard), bieten Selbstverständigung und Selbstaufklärung, leisten Orientierung und sind das kulturelle Gedächtnis, indem sie das Eigene verfremden und sich das Fremde aneignen. Sie sind das Überlebensmittel in der Wissensgesellschaft und sollten uns deutlich mehr wert sein, als sie es bisher sind. Nur zehn Prozent zum Beispiel der Mittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft fließen regelmäßig in Förderträge der Geisteswissenschaften.

Wenn die Geisteswissenschaften in Deutschland wieder zu jener Leistungsfähigkeit zurückfinden sollen, die sie in früheren Jahrzehnten gehabt haben, benötigen sie deutlich mehr Geld. Das Jahr der Geisteswissenschaften sollte dazu genutzt werden, um solchen Forderungen Nachdruck zu verleihen.

Schwerpunkt der *Politischen Meinung* im Oktober wird der Themenkomplex um

RAF und Linksterrorismus

mit Fokus auf die Opferperspektive und auf die Relativierung und Romantisierung des sogenannten „Deutschen Herbstes“ in kulturschaffenden Sektor.